

Heimweh nach morgen

Eine Reportage von Christoph Zeiher
mit Illustrationen von Philippa Ruda

**Sie programmieren,
unterrichten
und kämpfen.
Berlins digitale
Freiheitskämpfer
wollen unser Leben
verändern. Eine
Entdeckungsreise
entlang der
unsichtbaren Grenze.**



Sehen, was sonst im Verborgenen bleibt: Die weiß-blauen Spreadampfer versprechen genau das. Tag für Tag schippern sie all jene durch Berlin, denen die Füße zu schwer und die Wege zu lang werden.

Auf dem Sonnendeck heißt es dann: winken, winken und nochmals winken. Ganz gleich ob Passanten, Schulklassen oder diesen seltsamen Leuten, die da am Spreeufer sitzen und grillen. Was aber keiner der fleißigen Winker weiß: Gerade entdecken sie tatsächlich etwas Verborgenes.

In diesem kurzen Moment blicken sie mitten ins Herz der Berliner Hackerszene.

Nur wenige wissen, was hier passiert. Und noch weniger haben es mit ihren eigenen Augen gesehen. Für alle, die die Stadt nicht zu Wasser erkunden, liegt dieser Ort versteckt. Eine unscheinbare, silberne Tür, irgendwo in einem der Hinterhöfe, die es tausendfach in Berlin gibt.

Es ist der Eingang zur c-base. Hier treffen sich Computer-Freaks, Künstler und Tüftler. Orte wie diesen gibt es auf der ganzen Welt. Sie nennen sich Hackerspaces. Die c-base aber ist einer der größten – und spektakulärsten.

Drinne fühlt man sich wie in einem Achtzigerjahre Science-Fiction-Film: Viel Blech, viele Monitore, kaum Fenster. Alles, was blinken kann, blinkt. So, als hätte es George Lucas ein wenig übertrieben.

Einer von denen, die da hinter der c-base am Spreeufer sitzen und nicht zurückwinken, ist Crille. Ein waschechter Berliner, aufgewachsen im Wedding. Tagsüber ist der 37-jährige Programmierer. In seiner Freizeit kämpft er als Privacy-Aktivist für die Freiheit im Netz.

„Ich war als Jugendlicher schon rebellisch“, sagt Crille. „Hab immer hinterfragt, warum es bestimmte Regeln gibt.“ Dabei wirkt er gar nicht getrieben, sondern ziemlich ruhig und besonnen. Dieser große

Kerl mit Pferdeschwanz und breitem Lächeln wirkt viel jünger, als er ist. 37 Jahre, das errät keiner, der ihn zum ersten Mal trifft.

Nur vier Kilometer westlich von hier liegt ein ganz anderes Berlin. Das Paul-Löbe-Haus ist eines dieser riesigen weißen Gebäude, die zwischen Bundestag und Kanzleramt die Spree in ihren engen Kanal zwingen.

Gerade mal 30 Minuten brauchen die Ausflugsdampfer, um ihre winkende Besatzung vom Ufer der c-base bis hier her zu schippern. Von außen gut einsehbar, im Europasaal, Raum 4.900, tagen die Abgeordneten des NSA-Ausschusses. Einer von ihnen ist Konstantin von Notz.

Der Grünen-Politiker ist das andere Ende einer Front, die sich quer durch Berlin zieht. Gefühlt ist er von den Aktivisten auf der c-base zwar weit entfernt. Ihre Ziele aber sind die selben.



„Das Problem ist die Überwachung. Diese Kontrolle unseres Lebens durch Macht über Daten ist ein schleichendes Gift“, sagt von Notz. „Bei der Kooperation mit der NSA hat man in Deutschland Kontrollgremien belogen und hintergangen. Das muss aufgedeckt werden und Konsequenzen haben.“

Irgendwo zwischen dieser großen Politik und dem Graswurzel-Aktivismus hat sich Stephanie Hankey eingerichtet. Auch sie lebt und arbeitet in Berlin. Auch sie kämpft gegen die Datensammelwut und gegen Überwachung.

Vor mehr als zehn Jahren ist die Webdesignerin nach Berlin gezogen. Heute sitzt sie mit ihrem Büro in Mitte am Weinbergspark. Klassisches Start-up-Umfeld, könnte man meinen. Und zugegeben, ein wenig sieht es auch so aus: Bar-Tische, Sofas, eine Kreidetafel an der Wand. Mehr Wohnzimmer als Büro.

Tactical Tech Collective nennen sich Hankey und ihre Mitstreiter. Ein Team aus Designern und Programmierern. Gemeinsam produzieren sie Filme, erstellen Internetseiten und veranstalten Vorträge.

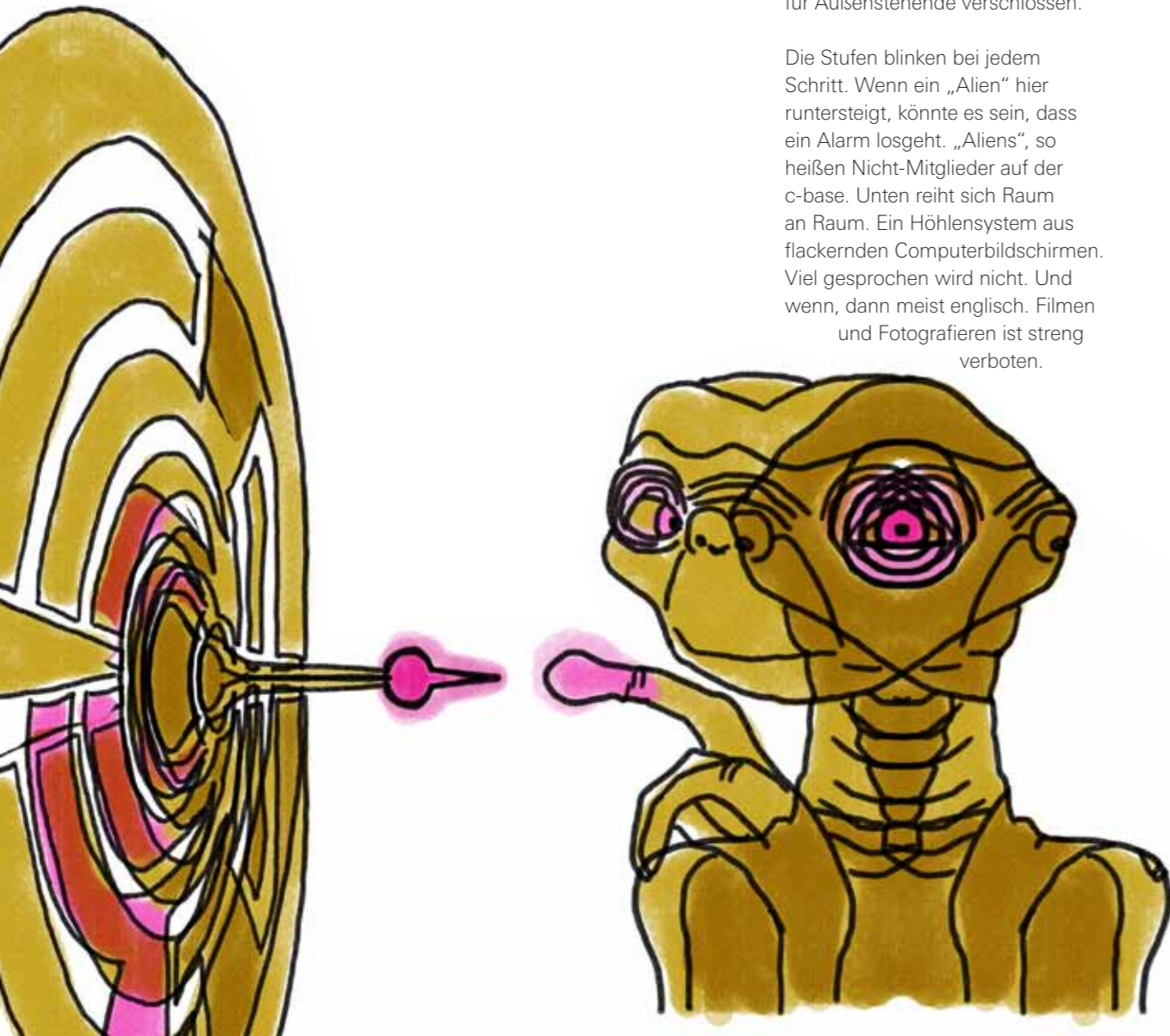
Radikal und pragmatisch, idealistisch und kommerziell: Die digitalen Freiheitskämpfer Berlins sind ganz verschieden. Eine Bewegung mit langer Tradition, die in den letzten Jahren rapide gewachsen ist.

Untrennbar ist dieses Wachstum natürlich mit einem Namen verbunden. Einem Namen, auf den sich alle einigen können, so unterschiedlich sie auch sein mögen: Edward Snowden.

WG-Party statt Volkshochschule

Die c-base kommt daher wie ein abgedrehter Techno-Club: eine Leuchttafel aus alten Mate-Flaschen an der Wand, daneben ein Tisch für Schwarzlicht-Ping-Pong. Eine metallene Wendeltreppe führt in den Keller. Dieser Bereich bleibt für Außenstehende verschlossen.

Die Stufen blinken bei jedem Schritt. Wenn ein „Alien“ hier runtersteigt, könnte es sein, dass ein Alarm losgeht. „Aliens“, so heißen Nicht-Mitglieder auf der c-base. Unten reiht sich Raum an Raum. Ein Höhlensystem aus flackernden Computerbildschirmen. Viel gesprochen wird nicht. Und wenn, dann meist englisch. Filmen und Fotografieren ist streng verboten.



Oben, im öffentlichen Bereich, ist jeder willkommen. Zumindest an Tagen, an denen die Tür offen steht. Und heute ist so ein Tag, denn heute Abend ist Cryptoparty. Das bedeutet: Wildfremde Menschen versammeln sich in diesem seltsamen Raumschiff und starren gebannt auf ihre Laptops.

Es ist neun Uhr abends. Heute, das weiß Crille, gibt es viel zu tun. An die 50 Leute sind gekommen. Männer und Frauen. Jung und Alt. An fünf Tischen haben sie ihre Laptops aufgeklappt.

Mehrmals pro Monat finden diese Treffen in ganz Berlin statt. Mal in Bars, mal in Büros oder an Unis. Organisiert werden sie von freiwilligen Helfern wie Crille.

„Seit knapp zwei Jahren bin ich jetzt bei den Cryptopartys dabei. Kurz nach den Snowden-Leaks habe ich darüber gelesen und dachte mir: Gute Sache!“



Crille: „Ich war als Jugendlicher schon rebellisch.“

„Crypto“ bedeutet so viel wie Verschlüsselung. Die Kurzform von Cryptography. „Party“ heißt das Ganze, damit es nicht so sehr nach Arbeit klingt. Tatsächlich erinnert die Stimmung auch eher an eine WG-Party als an einen Abendkurs in der Volkshochschule.

Jeder bringt seinen Laptop oder sein Smartphone mit und dazu ganz viele Fragen. Nach ein bis zwei Stunden weiß man dann hoffentlich, wie man seine E-Mails verschlüsselt, sicher chattet oder anonym durchs Netz surft.

Vor etwas mehr als zwei Jahren hat der NSA-Mitarbeiter Edward Snowden geheime Dokumente an Journalisten weitergegeben und damit den größten Geheimdienst-Skandal der Geschichte ausgelöst. Und damit auch eine Gegenbewegung losgetreten. Immer mehr Leute kommen seitdem zu den Cryptopartys – vor allem in Berlin.

„Es ist wie beim Klimawandel“

Nicht überall in der Stadt findet man so viele Snowden-Anhänger auf einem Fleck. In den langen Fluren der Parlamentsgebäude, ganz in der Nähe des Brandenburger Tors, sitzen nur wenige Verbündete. Konstantin von Notz ist einer davon.

Im Bundestag ist gerade Hochbetrieb. Die Büros rotieren, ein Termin jagt den nächsten. Der 44-jährige von Notz wirkt müde, abgekämpft. Seine Haare, sonst akkurat nach hinten gestriegelt, wollen an diesem Morgen nicht so, wie er will. Eine Kanne grüner Tee soll die Müdigkeit vertreiben.

Von Notz ist Abgeordneter des Wahlkreises Herzogtum Lauenburg-Stormarn-Süd. Passt zum Namen. Und zum Auftreten. Bekannt geworden ist er aber nicht durch seinen Adelstitel. Bei den Grünen ist das ohnehin kein Karriere-Pusher.

Neben Hans-Christian Ströbele ist er einer der NSA-Jäger des Bundestages. Im Ausschuss soll er die Geheimdienst-Affäre aufklären. Heißt: die Zusammenarbeit des BND mit der NSA untersuchen und dabei der Bundesregierung auf den Zahn fühlen.



Stephanie Hankey: „Wir hatten Glück, dass wir den richtigen Ort ausgesucht haben.“

Immer wieder versichern Regierungsvertreter mit diakonischem Lächeln, man habe den amerikanischen Freunden ins Gewissen geredet. Bis heute aber bleiben die Bemühungen, den Skandal aufzudecken, bloße Scharade. Beim Thema Geheimdienste ist die Lüge zur Grammatik geworden – zumindest im politischen Berlin.

Konstantin von Notz ist trotzdem optimistisch. Was bleibt ihm auch anderes übrig: „Im Grunde ist es heute wie beim Kampf gegen die Atomkraft“, meint er. „Ich komme aus einer Partei, die ‚Atomkraft, nein danke!‘ gesagt hat. Damals war eine Fahne mit einer Sonne drauf, die die Energie machen sollte, vollkommen utopisch.“

Der Vergleich soll Mut machen. Ihm selbst und anderen. Nach dem Motto: Anti-AKW können wir. Dann kriegen wir das mit der Überwachung auch noch hin.

Gleichzeitig zeigt die AKW-Geschichte, warum das ganze Thema so verdammt schwierig ist: Überwachung ist etwas leises. Niemand sieht sie. Niemand

hört sie. Niemand fühlt sie. Atomkraftwerke brauchen keine Allegorie. Panzer und Zäune auch nicht. Sie sind einfach da. Überwachung aber kommt ohne Vergleiche nicht aus.

Das weiß auch Stephanie Hankey vom Tactical Tech Collective: „Im Grunde ist es wie beim Klimawandel“, meint sie. „Wir warnen die Menschen vor zukünftigen möglichen Katastrophen, die man nicht sieht.“

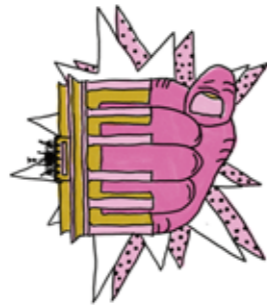
Gemeinsam mit einem Kollegen hat die Britin vor 13 Jahren Tactical Tech gegründet. Ihr Ziel: Aktivisten und Journalisten dabei helfen, Technologie effizienter zu nutzen. „Ein Aktivist oder eine Aktivistin zu sein, ist heute nicht mehr dasselbe wie früher. Allein schon aufgrund des technologischen Wandels“, sagt sie.

Ganz deutlich habe sich das im Arabischen Frühling gezeigt. Aber auch wenn es um Frauenrechte im Nahen Osten oder Schwulen-Aktivisten in Russland geht, kann Verschlüsselung heute viel Schutz bieten.

Stephanie Hankey ist das krasse Gegenteil zu vielen anderen in der Szene. Oft trifft man dort auf hektische, aufgeregte Menschen. Nicht gerade hilfreich, wenn man sein Gegenüber davon überzeugen will, dass man nicht paranoid ist.

Hankeys blaue Augen wirken wach. Mit einem Lächeln streicht sie sich die Haare hinter das Ohr. So wie sie da sitzt, könnte sie einem Berliner Designer-Büro entsprungen sein. Sie scheint perfekt in diese Stadt zu passen. Nach Berlin aber ist sie aus einem ganz bestimmten Grund gezogen.

„Es gibt andere Orte, wo wir hätten hingehen können“, sagt Hankey. „Aber da passiert nichts. Die meisten internationalen Leute aus der Szene sind in den letzten zwei Jahren nach Berlin gezogen. Wir hatten Glück, dass wir den richtigen Ort ausgesucht haben.“



In Berlin gibt es wahrscheinlich so viele Privacy-Aktivist:innen wie nirgendwo sonst. Mal heißen sie Internetaktivist:innen, mal Hacker. Beides stimmt irgendwie. Irgendwie aber auch nicht. Ob sie nun Demos veranstalten, Cryptopartys organisieren oder Software schreiben. Alle kämpfen sie gegen staatliche Überwachung und gegen Konzerne wie Facebook und Google.

Dass Berlin zum Zentrum dieser Leute geworden ist, macht sich auch in der Arbeit von Tactical Tech bemerkbar: „Privacy ist heute ungefähr 60 bis 70 Prozent unserer Arbeit“, bestätigt Hankey.

Seitdem das Netzwerk aus Hackern, Aktivist:innen und Menschenrechtlern so groß geworden ist, gab es viele Geschichten über die prominenten Gesichter der Szene. Jacob Appelbaum wohnt und arbeitet hier an den Snowden-Dokumenten. Er ist Entwickler für die Anonymisierungssoftware TOR. Auch Laura Poirtras, Regisseurin des Oscar-prämierten Snowden-

Films „CitizenFour“ lebt in Berlin. Durch diese Leute werde die Stadt zu einer Art „Anti-Silicon-Valley“. Ziemlicher Schwachsinn, aber in den Ohren einiger Feuilletonisten hört sich das gut an.

Eines aber stimmt: Viele Entwicklungen und Impulse der Bewegung – weltweit – kommen mittlerweile aus Berlin. Zumindest weiß man hier ziemlich früh über alles Bescheid. Kaum eine Woche vergeht, in der nicht jemand im kleinen Kreis verkündet, er sei endlich nach Berlin gezogen. Und dafür schulterklopfende Anerkennung und ehrliche Freude der Aktivist:innen erntet.

Berlin ist ein Anziehungspunkt für Privacy-Aktivist:innen. Vielleicht auch weil sich diese Stadt noch nicht ganz von ihrer Vergangenheit erholt hat. Überall sind die Narben der Vergangenheit zu spüren.

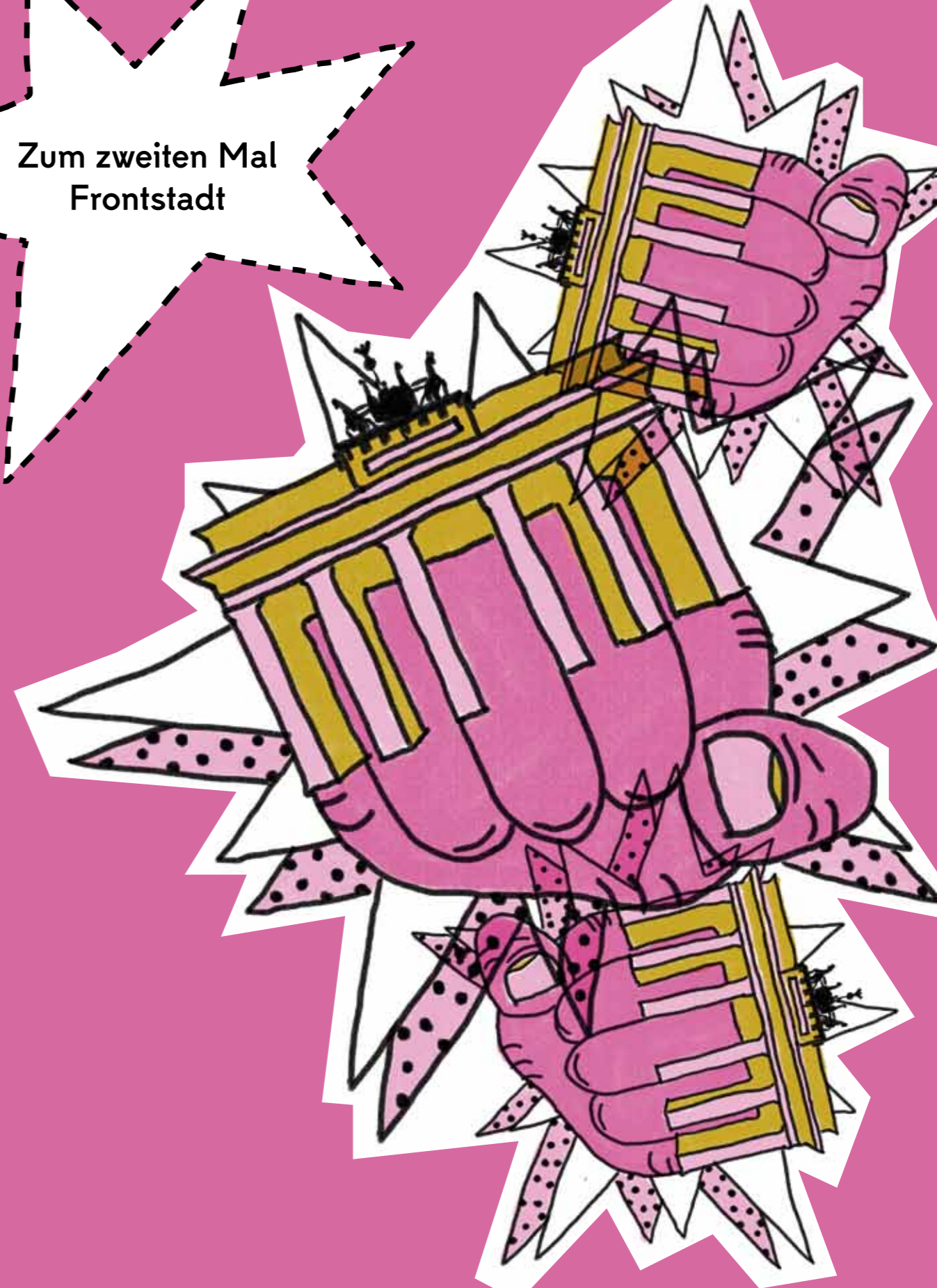
Nur wenige Blocks von Hankeys heutigem Büro entfernt, in der selben Straße, hat die Stasi im Jahr 1963 einen geheimen Flucht-Tunnel

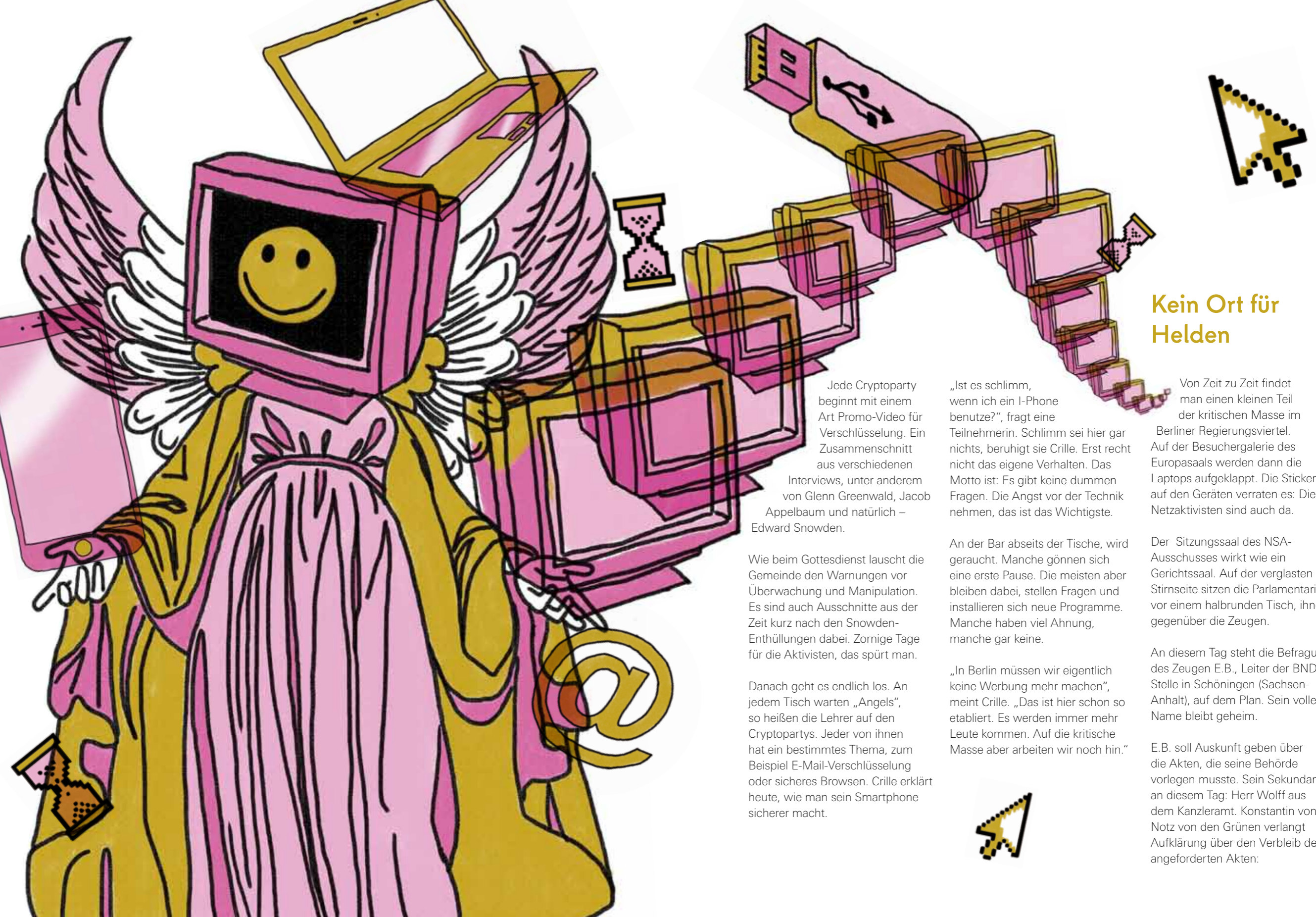
entdeckt und hochgenommen. Menschen, die in dieser Stadt für ihre Freiheit kämpften, wanderten damals ins Gefängnis. Heute arbeitet Stephanie Hankey daran, Aktivist:innen überall auf der Welt zu helfen, die genau dieses Schicksal teilen.

„Es ist ein Klischee, dass Deutsche sich mehr sorgen als andere“, sagt Hankey. „Aber es gibt hier eine Generation, die viel schneller die zentralen Fragen dieses Problems versteht. Ich kann hier mit einer 65-jährigen Frau reden, die in Ostdeutschland gelebt hat. Sie wird sich viel mehr für gewisse Dinge interessieren als beispielsweise die gleiche Person in Großbritannien.“

Nicht nur bei Tactical Tech, auch auf den Cryptopartys spürt man das wachsende Interesse der Menschen. „Ganz am Anfang, kurz nach Snowden waren 80-100 Leute bei den Cryptopartys“, sagt Crille. „Aber da gab es auch nur eine in zwei Monaten. Mittlerweile sind es sechs pro Monat. Und es werden mehr.“

Zum zweiten Mal Frontstadt





Kein Ort für Helden

Jede Cryptoparty beginnt mit einem Art Promo-Video für Verschlüsselung. Ein Zusammenschnitt aus verschiedenen Interviews, unter anderem von Glenn Greenwald, Jacob Appelbaum und natürlich – Edward Snowden.

Wie beim Gottesdienst lauscht die Gemeinde den Warnungen vor Überwachung und Manipulation. Es sind auch Ausschnitte aus der Zeit kurz nach den Snowden-Enthüllungen dabei. Zornige Tage für die Aktivisten, das spürt man.

Danach geht es endlich los. An jedem Tisch warten „Angels“, so heißen die Lehrer auf den Cryptopartys. Jeder von ihnen hat ein bestimmtes Thema, zum Beispiel E-Mail-Verschlüsselung oder sicheres Browsen. Crille erklärt heute, wie man sein Smartphone sicherer macht.

„Ist es schlimm, wenn ich ein I-Phone benutze?“, fragt eine Teilnehmerin. Schlimm sei hier gar nichts, beruhigt sie Crille. Erst recht nicht das eigene Verhalten. Das Motto ist: Es gibt keine dummen Fragen. Die Angst vor der Technik nehmen, das ist das Wichtigste.

An der Bar abseits der Tische, wird geraucht. Manche gönnen sich eine erste Pause. Die meisten aber bleiben dabei, stellen Fragen und installieren sich neue Programme. Manche haben viel Ahnung, manche gar keine.

„In Berlin müssen wir eigentlich keine Werbung mehr machen“, meint Crille. „Das ist hier schon so etabliert. Es werden immer mehr Leute kommen. Auf die kritische Masse aber arbeiten wir noch hin.“

Von Zeit zu Zeit findet man einen kleinen Teil der kritischen Masse im Berliner Regierungsviertel. Auf der Besuchergalerie des Europasaaus werden dann die Laptops aufgeklappt. Die Sticker auf den Geräten verraten es: Die Netzaktivisten sind auch da.

Der Sitzungssaal des NSA-Ausschusses wirkt wie ein Gerichtssaal. Auf der verglasten Stirnseite sitzen die Parlamentarier vor einem halbrunden Tisch, ihnen gegenüber die Zeugen.

An diesem Tag steht die Befragung des Zeugen E.B., Leiter der BND-Stelle in Schöningen (Sachsen-Anhalt), auf dem Plan. Sein voller Name bleibt geheim.

E.B. soll Auskunft geben über die Akten, die seine Behörde vorlegen musste. Sein Sekundant an diesem Tag: Herr Wolff aus dem Kanzleramt. Konstantin von Notz von den Grünen verlangt Aufklärung über den Verbleib der angeforderten Akten:

Von Notz: Sie haben alles vorgelegt?

E. B.: Ja.

Von Notz: Darf ich Herrn Wolff fragen, ob wir alles bekommen haben? Unser Aktenbestand aus Schöningen ist sehr schmal.

Wolff: Davon gehe ich nicht aus. Schöningen als Dienststelle ist ja nicht Untersuchungsgegenstand. [...] Außerdem entscheidet das nicht Schöningen.

Notz: [...] Unsere Aktenlage ist dünn. Wie viel Prozent des Materials von dort haben wir denn?

Wolff: Das kann ich nicht sagen. [...] Die Entscheidung treffen andere. [...]

Notz: Bei uns kamen vier dünne Seitchen an. Der Zeuge weiß genau, worum es im Ausschuss geht und antwortet auch so. Wie viele Seiten haben sie geschickt? [...]

E. B.: Einen dick gefüllten Ordner.

Notz: So 300 Seiten?

E. B.: Ja. Das war alles, quasi wahlfrei genommen, was wichtig sein könnte. Wir hatten keinen juristischen Beistand, um zu entscheiden, ob das dazu gehört.

Notz: Bei uns kam also ein Prozent an. [...]



Konstantin von Notz: „Die Kontrolle unserer Daten ist ein schleichendes Gift.“

Nirgends werden die politischen Machtverhältnisse deutlicher als hier: Die Geheimdienste sind der Regierung unterstellt. Die Abgeordneten im Ausschuss aber sind zum Großteil Mitglieder von CDU/CSU und SPD.

Heißt: Die Bundesregierung behindert die Arbeit der eigenen Abgeordneten, wo sie nur kann. Die Chance auf

Aufklärung ist da gleich Null. Es sei denn, es werden wieder unerlaubter Weise Informationen veröffentlicht.

Ansonsten ist das hier nicht der Ort, an dem Helden geboren werden.

Diese Erfahrung hat auch der CCC, der Chaos Computer Club, schon gemacht. Seine Vertreter wurden vor dem NSA-Ausschuss und sogar vor dem Bundesverfassungsgericht gehört. Zähe Stunden für die Experten.

Tatsächlich genießt der CCC nicht nur vor Gerichten und Ausschüssen hohes Ansehen. Er ist auch ein wesentlicher Grund für die Anziehungskraft Berlins. Weit über Deutschland hinaus ist der Club eine der angesehensten Institution in Hacker-Kreisen. Als Geburtsstunde gilt ein Treffen in den Berliner Redaktionsräumen der taz im Jahr 1981.

Bis heute hat sich an der engen Verbindung zur linken Szene wenig geändert. Kein Wunder, dass „Ton Steine Scherben“ oder „Die Goldenen Zitronen“ zum Musikrepertoire auf manchen Treffen gehören.

Schon lange aber macht sich die Strahlkraft der Szene nicht mehr nur in popkulturellen Auswüchsen bemerkbar. Etwa dadurch, dass Mate von der nerdigen Hacker-Brause zum absoluten Kultgetränk wurde.

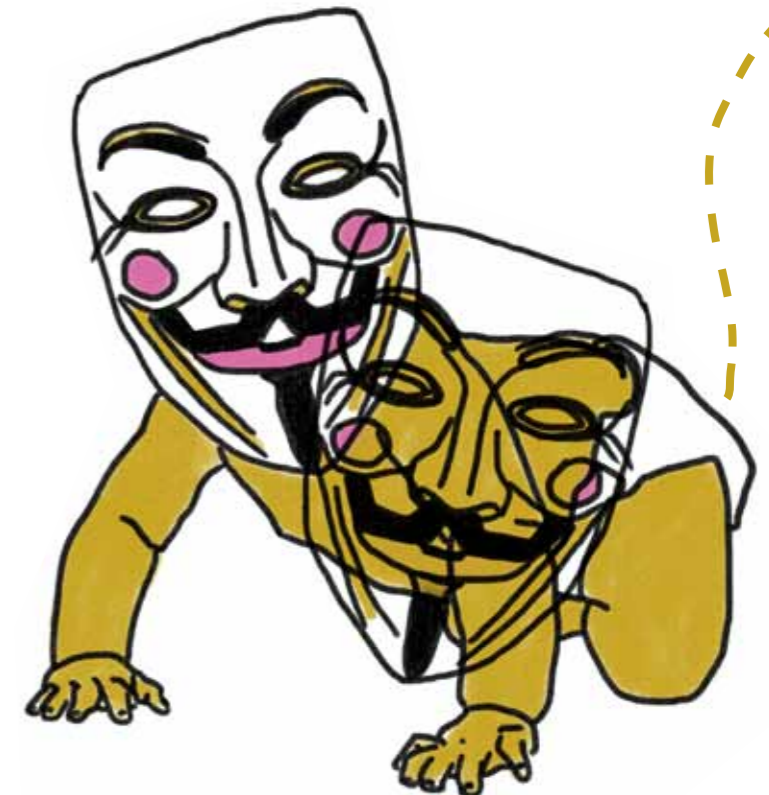
Die Entwicklung der re:publica ist ein eindrucksvolles Beispiel für die Ausmaße, die die Szene mittlerweile erreicht hat: Als die Konferenz für Medien und Web 2.0 im Jahr 2007 gegründet wurde, kamen rund 700 Besucher. Im Jahr 2015 waren es schon zehn mal so viele.

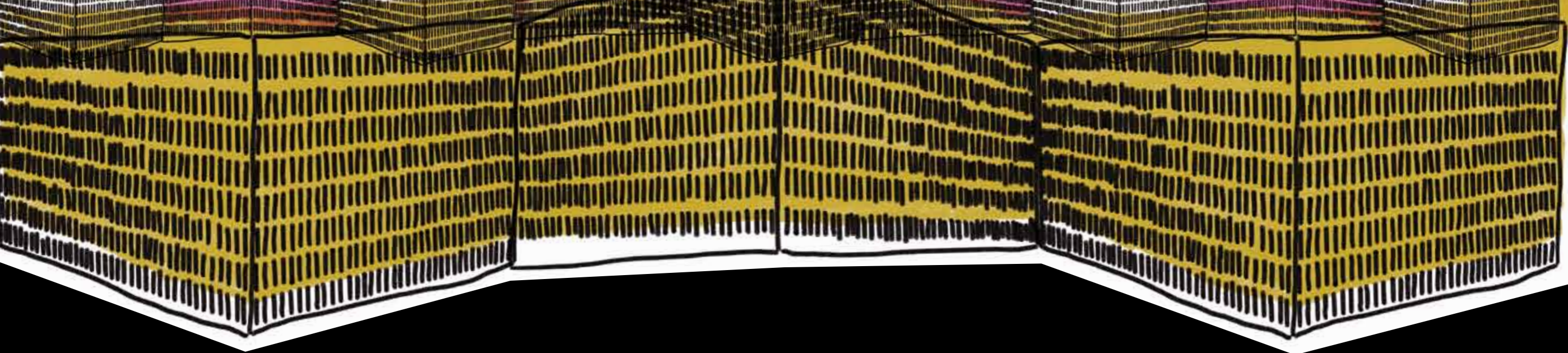
Und auch wenn Google und Co. ebenfalls dort vertreten sind. Ein wenig ist die Konferenz auch zum Wohnzimmer der internationalen Aktivisten geworden. Einer Generation von Julian Assange bis Jacob Appelbaum, die das Internet

einst als freien Raum kennengelernt hat. Und die nun enttäuscht ist. Eine Generation, die zwar in Berlin ein Zuhause gefunden hat, die aber das Heimweh umtreibt nach dem, was ihnen weggenommen wurde.

Klitschko gegen ein Baby - - -

Berlin ist nicht nur das Zentrum der Revolution. Auch die Gegner haben hier ihre Zelte aufgeschlagen – nicht nur auf dem Dach der US-Botschaft. Berlin ist das Zentrum der deutschen Geheimdienste. Zumindest soll es das werden.





Eine plumpe, aber wirkungsvolle Machtdemonstration ist die neue BND-Zentrale: graue, monotone Quader mit abgedunkelten, abhörsicheren Fenstern. Die neue Spitzel-Zentrale umfasst einen gigantischen Gebäudekomplex mit eigenem Parkhaus, eigenem Heizkraftwerk, unzähligen Kameras und natürlich einem hohen Zaun.

135.000 Kubikmeter Beton, verteilt auf 260.000 Quadratmeter. Mehr als eine Milliarde Euro wird der Bau verschlingen, bevor die rund 4.000 Mitarbeiter hier ihren geheimen Dienst antreten können. Früher stand auf dem Grundstück die Kaserne des preußischen Maikäfer-Regiments. Im Jahr 1906 marschierten zwei der

hier stationierten Soldaten unter dem falschen Hauptmann von Köpenick durch Berlin. So viel also zur Tradition von funktionierender Kontrolle von Obrigkeit und Macht.

Rings um das neue BND-Gebäude sprießen schon heute neue Wohnungen aus dem Boden. „The Mile“ nennt sich eines der Apartment-Projekte: hochwertig,

City-nah und wahrscheinlich eine ziemlich sichere Nachbarschaft. Auch neue Läden haben schon eröffnet, das „Top Secret Café“ zum Beispiel. Der BND als Speerspitze der Gentrifizierung – eine ganz neue Rolle für den Dienst.

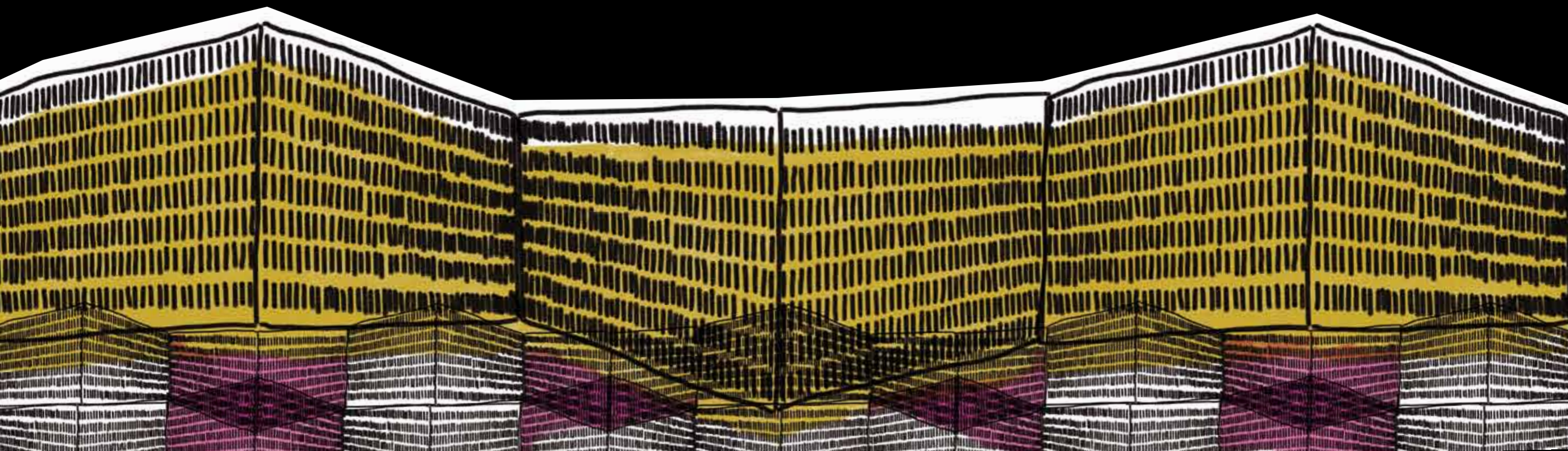
Und als bräuchte es noch etwas, um die Dimension dieses Kolosses zu verdeutlichen, steht da ein Häufchen Demonstranten an der

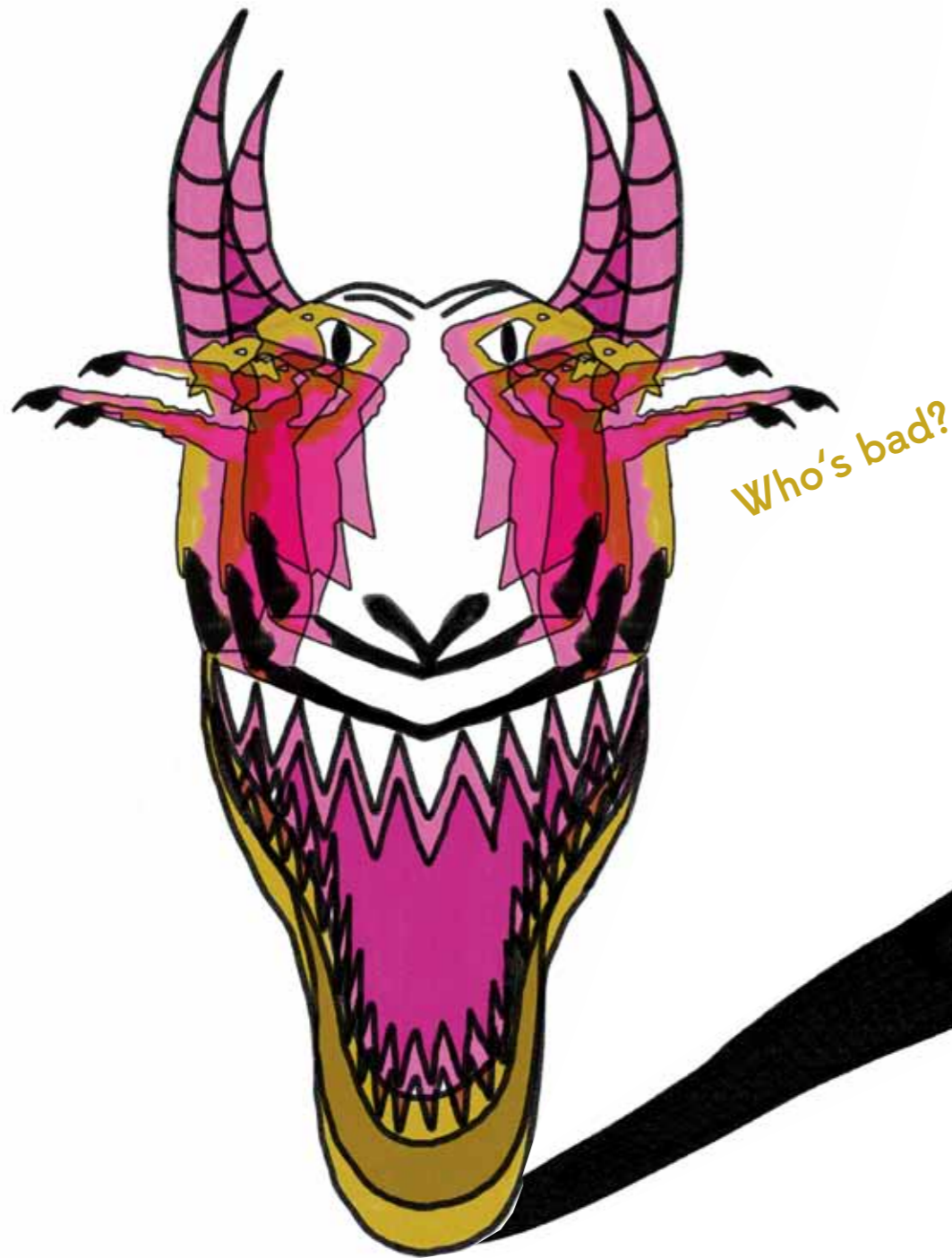
Rückseite der Baustelle. „BND an die Kette legen“ steht auf ihren Schildern. An der benachbarten Hauswand haben die Aktivisten ein Straßenschild aufgehängt: „Edward Joseph Snowden Platz“.

Es ist schon eine besondere Art der Demütigung, dass man sich beim BND nicht mal mehr die Mühe

macht, dagegen vorzugehen. Vorne an der Chausseestraße kontrolliert die Polizei jeden, der sein Fahrrad am Bauzaun parkt. Hinten bei der kleinen Demo ist niemand.

Das ist nicht David gegen Goliath. Das ist Wladimir Klitschko gegen einen Fünfjährigen.





Ganze zehn Leute sind an diesem Samstag gekommen. Mit Anonymous-Masken und einer Kette aus Pappe stellen sie sich vor den Betonklotz. Irgendwann wollen sie eine Menschenkette um das gesamte Gebäude bilden, sagen sie. Dieses „irgendwann“ hört sich gerade ziemlich weit weg an.

Die Gruppe nennt sich #wastun. Regelmäßig treffen sie sich auch auf der c-base. Sie sehen sich als Vernetzer innerhalb der Szene und nach außen. Sie wollen die unterschiedlichen Strömungen aus Hackern, Aktivisten und Künstlern zusammenbringen. Gelingen ist ihnen das bis jetzt nicht. Vielen in der Szene sind sie nicht radikal genug.

Über den Köpfen der Demonstranten ziehen allmählich dunkle Wolken auf. Vorboten des zweiten Schauers an diesem Tag. Auch ein Grund dafür, dass heute nur so wenige gekommen sind. Ein Grund von vielen. Der zweite Regen wird noch stärker werden als der erste. Das Aktivistenleben ist kein leichtes.

Der BND und seine ausländischen Partner sind aber nur eine Seite des Problems. Im Grunde sind es zwei Phänomene, gegen die alle Privacy-Aktivisten zu Felde ziehen. Zum einen gegen die staatliche Überwachung, zum anderen aber

auch gegen die Datensammelwut privater Konzerne wie Facebook oder Google.

Was das bedeutet, zeigen Stephanie Hankey und ihre Kollegen in einem ihrer Videos: Zwei Menschen treffen sich im Park. Die Sonne steht tief. Als sie sich umarmen, verschmelzen ihre langen Schatten am Boden. Einer der Schatten beginnt zu wachsen. Mit jedem Schritt wächst er weiter und wird zu einem fürchterlichen Monster. Der eigene Schatten: ein unkontrollierbarer Alptraum.

Das Video trägt den Titel „digital shadow“, digitaler Schatten. Es soll das Bewusstsein der Bevölkerung dafür schärfen, welchen Gefahren wir täglich im Netz ausgesetzt sind.

„Die Menschen denken immer noch, Google sei eine Suchmaschine“, sagt Stephanie Hankey. „Aber wenn man sich das genauer anguckt, ist es ein Unternehmen, das das komplette Leben seiner Nutzer vereinnahmen will. Früher hätten uns solche Aussagen paranoid wirken lassen.“

Sie lacht. Kurze Pause. Durchatmen. Schnell wieder von den wilden Theorien runter. Hankey merkt sofort, wenn ihr Gegenüber misstrauisch wird.

„Aber Google gibt das mittlerweile selbst zu“, beschwichtigt sie. „Es gibt ja schon heute Armbänder, die alle Daten direkt an meine Lebensversicherung weiterleiten. Dafür krieg ich dann 50 Euro Rabatt pro Jahr. Ist unsere Freiheit wirklich so wenig wert?“

Moderne Überwachungspraxen, auch die der staatlichen Dienste, basieren schon lange nicht mehr auf Druck. Das Fischen nach Daten braucht keine Peitschen mehr. Heute lockt man die Menschen mit Zucker und Öl. Soll heißen: Alles ist bequem und kostenfrei. Nur seine persönlichen Daten muss man preisgeben.

Auch Konstantin von Notz sieht diese Gefahr: „Spätestens wenn die Leute feststellen, dass sie einen Studienplatz oder einen Kredit nicht bekommen oder ihre Krankenversicherung teurer wird, weil sie bei Facebook mit den falschen Leuten befreundet sind, haben wir eine interessante Diskussion. Darauf reagieren die meisten Leute nämlich extrem verärgert.“

Tatsächlich erleben wir gerade eine Phase, in der sich Machtverhältnisse gravierend verschieben. Wer verstehen will, wie wertvoll Daten sind, muss nur einen Blick an die Börse werfen. Der Kapitalismus sucht sich seine Zentren verlässlich dort, wo am meisten Gewinne warten.

Im vergangenen Jahr engagierte Twitter Anthony Noto, den Finanzchef von Goldman Sachs. Ablöse: 64 Millionen Dollar. Immer öfter strömen Jura- und Wirtschaftsabsolventen aus Harvard und Stanford ins Silicon Valley statt an die Wall Street.

„Unternehmen wie Google verdienen Milliarden von Dollar und haben fast keine Mitarbeiter“, sagt Hankey. „Sie nutzen die Steuerschlupflöcher, häufen unglaublichen Wohlstand an und bestimmen so die Regeln.“

Unternehmen wie Facebook und Google sind die Wegbereiter staatlicher Überwachung. Die Geheimdienste sind Nutznießer der großen Konzerne. NSA-Programme wie PRISM sind dazu da, die Kundendaten von Facebook, Google und Co. zu beschaffen und zu durchforsten. Gesammelt hat sie ja zum Glück schon jemand.

„Es ist ein Alptraum“

Die Snowden-Dokumente belegen, dass es sich bei NSA und Co. nicht um unkontrollierbare Sicherheitsapparate handelt. Sondern, dass diese Entwicklung politisch gewollt war – und auch immer noch ist. Kann man als Aktivist oder als einfacher Abgeordneter gegen diese starken Interessen überhaupt gewinnen?

„Die Veröffentlichungen der Snowden-Dokumente haben dazu geführt, dass das Problembewusstsein größer geworden ist“, sagt Konstantin von Notz. „Die Leute müssen sich jetzt entscheiden, ob ihnen das Thema wichtig ist. Das kann man niemandem einimpfen. Diese gesellschaftliche Diskussion für die Bürgerrechte zu gewinnen, ist ein hartes Geschäft. Das wissen alle, die hier antreten.“

Hört sich pragmatisch an. Die Erfolgsbilanz aber ist bis jetzt recht dünn: „Aber wir decken ja Dinge auf und führen ernste Diskussionen“, sagt von Notz. Auf dem Fensterbrett seines Büros steht ein kleiner Esel mit Stars-and-Stripes-Muster. Es ist das Symbol der US-Demokraten, der Partei Barack Obamas. Wie kein anderer Präsident führt er den Krieg gegen Whistleblower.

Grundlage dafür ist der Espionage Act aus dem Jahr 1917, der eine Verurteilung wegen Landesverrats ermöglicht. Zwei mal wurde dieses Gesetz in der Zeit vor Obama angewendet. Ganze neun Mal seit er 2009 Präsident wurde.

Mit Widersprüchen und Rückschlägen zu leben, gehört wohl zum Geschäft. Vor allem als Abgeordneter im NSA-Ausschuss. „Ich glaube sehr stark an die Selbstheilungskräfte der Demokratie“, sagt von Notz. „Deshalb ist die entscheidende Frage noch offen, ob wir bereits Schaden erlitten haben.“

Für andere ist das längst keine Frage mehr, sondern Fakt. „Ich bin da nicht optimistisch“, sagt Stephanie Hankey von Tactical Tech. „Der Handlungsspielraum der Politik ist im Moment ein Alptraum. Wir können nicht darauf warten, bis die Politik sich ändert. Wir brauchen Menschen, die ganz praktisch daran arbeiten, Alternativen für die Menschen zu schaffen.“

Was sie meint ist Graswurzel-Aktivismus, wie er auf Cryptopartys stattfindet. Nur so wird den Leuten bewusst, dass es hier nicht bloß um technischen Schnickschnack geht, sondern um ihre persönliche Freiheit.

„Wir haben so viel Freiheit und die möchte ich auch behalten“, sagt Crille. „Wenn du nichts tust, dann wird sie dir weggenommen. Auch Leute, die mit Computern nichts anfangen können, verstehen das ziemlich schnell.“

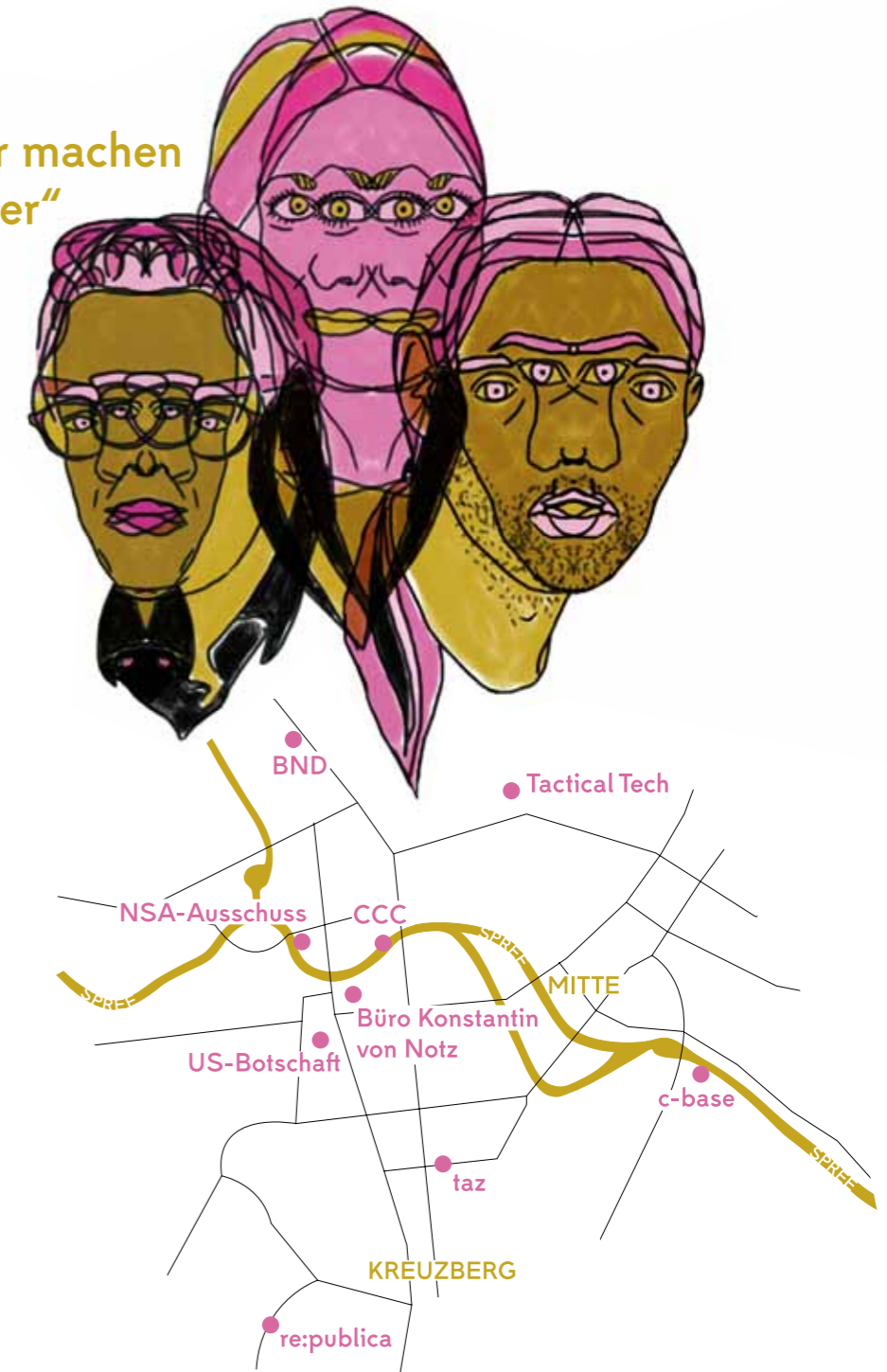
Crille weiß von vielen positiven Momenten zu berichten. Momente, in denen er merkt, dass seine Arbeit ankommt – vor allem auf den Cryptopartys: „Wir erleben eigentlich jedes Mal das gleiche positive Feedback“, sagt er.

Es ist schon elf. Auf der c-base hören die Leute immer noch geduldig zu, fragen nach. Die Mate-Flaschen auf den Tischen werden mehr. Die Bierflaschen auch. „Es ist toll, wenn die Leute nach einer durchgearbeiteten Woche und drei Stunden Cryptoparty immer noch weiter machen wollen“, sagt Crille. „Und ich sogar an dem Punkt bin, wo ich sage: Ich kann nicht mehr.“

Die Bewegung ist größer geworden. Aber bewegt hat sich nicht viel. Es brodelt zwar an allen Ecken und Enden in dieser Stadt. Der Druck aber reicht noch nicht aus. „Erst wenn tausende Menschen aufhören, etwas zu benutzen, wird sich etwas verändern. So funktioniert das nun mal“, sagt Stephanie Hankey.

Aber womit denn genau aufhören? Und vor allem was stattdessen benutzen?

„Wir machen weiter“



„Ich habe meinen E-Mail-Anbieter geändert. Zu einem, dem ich ein bisschen Geld bezahlen muss. Aber der dafür nicht mit meinen Daten handelt. Das ist ein gutes Geschäft. Auch für meine Privatsphäre“, sagt Konstantin von Notz. So groß war das Vertrauen in die Politik dann wohl doch nicht, um auf eine Besserung zu warten.

„Es muss auch nicht jeder programmieren können“, sagt Crille. „Die meisten wollen ihre Computer benutzen und verstehen.“ Für viele Aktivisten liegt der Ausweg aus der Überwachung deshalb in der Open Software. Das bedeutet, dass der Code, auf dem ein Programm aufbaut, von jedem eingesehen werden kann. Experten weltweit prüfen Open Software regelmäßig. Dadurch werden Hintertüren in den Programmen verhindert, über die entweder die NSA oder die Hersteller selbst Daten abzapfen können.

Es ist schon Mitternacht. Der Grill auf der Terrasse ist aus, die Cryptoparty vorbei. Noch immer stehen ein paar Teilnehmer herum, diskutieren miteinander. Einige haben noch Fragen.

Auf der Spree tuckern nur noch vereinzelt ein paar Partyboote vorbei. Deren Passagiere achten nicht darauf, was sich am Ufer abspielt. Crille hat für heute Feierabend. Seine Zigarette hat er sich redlich verdient.

„Heute war eine geile Cryptoparty“, sagt er und zieht an seiner Selbstgedrehten. „Ich gehe mit mehr Energie raus als ich vorher hatte. Unser Ziel ist, dass es Cryptopartys irgendwann nicht mehr braucht. So lange aber machen wir weiter.“

So lange, bis die Menschenkette um die BND-Zentrale geschlossen ist und alle Vergehen, die heute noch geheim sind, im NSA-Ausschuss ans Tageslicht geholt werden?

So schlecht stehen die Chancen dafür nicht. Wir stehen erst am Anfang, was den Geheimdienst-Skandal angeht. Schätzungsweise ein Prozent der Snowden-Dokumente wurden bis heute erst veröffentlicht. Die Aktivisten haben also noch einen langen Weg vor sich. Und dass sie bei all dem Kampf ihren Humor nicht verloren haben, beweist der offizielle Gründungsmythos der c-base:

Demnach ist der Hackerspace Teil einer 4,5 Milliarden Jahre alten Raumstation, die auf der Erde abgestürzt ist und 1995 wieder entdeckt wurde. Der Mittelpunkt der Raumstation befindet sich direkt unterhalb des Alexanderplatzes. Und dreimal dürfen Sie jetzt raten, wie die Antenne dieser Raumstation aussieht. Ganz genau. Oder dachten Sie wirklich, das sei nur ein Fernsehturm?

